

Daniel Guischar, angehender Architekt, Weimar, Ideenspender beim internationalen „Shrinking City“- Ideenwettbewerb 2004.

Jan Brueggemeier: Wo sind wir hier gerade?

Daniel Guischar: Wir sitzen im Kanalbogen in Plagwitz, Leipzig, auf dem Dach des ehemaligen VEB Bodenbearbeitungsgeraete. ...

JB: Und das ist eine schrumpfende Stadt?

DG: Plagwitz ist erst mal ein Stadtteil von Leipzig, und Leipzig koennte man als schrumpfende Stadt deklarieren, aber was das bedeutet, ist natuerlich die Frage.

JB: Was interessiert Dich an solchen Stadtteilen in einer Stadt in einer Region, die mancherorts als „Schrumpfstadt“ beschrieben wird?

DG: Den Begriff „Schrumpfstadt“ finde ich erst mal schwierig, weil er dem Sachverhalt nachtraeglich aufgestuelpt wurde. Was mich anfangs interessiert hat, hat vordergruendig nichts mit den laufenden Diskussionen zu tun. Es ging mir darum, wie sich im Raum manifestierte Machtverhaeltnisse oder Verhaeltnisse allgemein von Raeumen verschieben, veraendern, wenn ein Raum alte Funktion verliert oder wenn man ueber neue Funktionen nachdenkt und wenn man diesen Raum begeht, benutzt, oder irgend etwas mit dem Raum anfaengt.

JB: Wann bist Du zu dieser Auseinandersetzung gekommen mit Haeusern, Vierteln in solchen oder neuerdings so genannten schrumpfenden Staedten und wie kam es dazu?

DG: Es gab schon vor meinem Architekturstudium eine Faszination fuer die Materialitaeten von Gebaeuden und Raeumen. Was mich immer fasziniert hat, war dieser Uebergang, wenn Stadt, die an so vielen Stellen besetzt ist durch bestimmte Verhaltensmuster und Anforderungen an die Nutzer, mit ihren Reglementierungen in den Hintergrund tritt und wir die Freiheit haben oder ich die Freiheit hatte, mich frei zu bewegen durch einen raeumlichen Kontext, der zwar noch der Stadt zuzurechnen ist, aber gleichzeitig sich absondert und ausklinkt aus diesem Kontext und neue Definitionen nicht unbedingt sucht, aber findet, und neue Qualitaeten einbringt in diesen Kontext Stadt.

JB: Denkst Du, dass es neue Fragestellungen aufwirft, die normalerweise etwas unueblich sind fuer Architektur?

DG: Es hat auf jeden Fall die Fragestellungen aufgeworfen, wie wir mit unseren Gewohnheiten umgehen in der Rezeption des Raumes, wie er sich uns bietet. Das, was wir als Normalitaet von Stadt und staedtischen Umfeld akzeptiert haben, hat sich dahingehend geaendert, dass man heutzutage in Staedten wie Leipzig, Weimar oder vielen Staedten gerade im Osten, aber auch an anderen Orten in Europa sich erst mal freier durch den raeumlichen Kontext bewegt, wo man vorher auf viel mehr Regeln gestossen ist. Vielmehr

Grenzverletzungen und Grenzüberschreitungen, wo man sehr bewusste Schritte setzen musste, bevor man diese Grenzen überschreiten konnte, früher. Das Phänomen, das man hier erfährt in den schrumpfenden Städten, mit diesen offen gelassenen Räumen, ist erst mal eine neue Erfahrung, die viele Menschen geteilt haben oder immer wieder teilen. Ich glaube, dass das etwas ganz alltägliches ist in Städten und immer wieder passiert, dass man diese Erfahrung macht. Dadurch findet ein Austausch zwischen ganz verschiedenen Arten von Räumen und Wahrnehmungen, die aufeinander stossen, die sich gegenseitig kreativ befruchten können, statt.

JB: Was wäre eine Konsequenz, mit diesen offen gelassenen Räumen umzugehen?

DG: Eine architektonische Konsequenz oder eine allgemeine?

JB: Wir sitzen ja gerade sehr anschaulich auf dem Dach eines doch sehr heruntergekommenen Hauses, und um dieses Haus genießen zu können, müsste man ja eine gewisse Wohnbarkeit oder Nutzbarkeit herstellen.

DG: Jetzt verstehe ich, auf was Du hinaus mechtest. Das sind diese gegenseitigen Befruchtungen, von denen ich sprach. Befruchtung ist ein doofes Wort. Man kommt an einen solchen Ort mit gewissen Ansprüchen, und ganz selbstverständlich lässt man sich in der Abendsonne – so wie wir jetzt hier - auf einem Dach nieder und trinkt das ein oder andere Getränk und schaut sich etwas in der Gegend um. Das ist schon eine Situation, die nicht alltäglich ist in der Stadt. Irgendwo ein Gebäude zu betreten, über ein Grundstück zu gehen und sich auf das Dach zu setzen. Diese Situation kann man, wenn man möchte, gerne ausbauen, wenn man sich die Frage stellt, was man an solche Orte herantragen möchte ausser einer Flasche Bier und einem Sitzkissen.

JB: Da fängt es an. Was braucht man mehr als das Sitzkissen und die Flasche Bier?

DG: Man braucht eigentlich nicht viel mehr. (lacht) Für's erste. Alles andere entfaltet man an seinen eigenen Bedürfnissen. Klar stellt man sich irgendwann die Frage: „wo ist hier die nächste Wasserstelle, damit ich mir mal die Pfoten waschen kann“. Wo würde ich mich gerne, wenn die Sonne untergegangen ist, hinlegen? Zwei Nächte lege ich mich unten ins Gras vor dem Gebäude oder schlaf auf einem alten Boden oder Dach. Dann irgendwann möchte ich mir ein kleines Podest einrichten. Dann geht es so weiter. Überall macht man sich nicht ein Feuer oder richtet man sich ein, ein Essen zuzubereiten. Dann muss man Entscheidungen fällen, und für diese Entscheidungen gibt es dann Konsequenzen im Raum.

JB: Was mache ich mit den Leuten, die hier auch aufkreuzen und ihr Sitzkissen ausbreiten und Bier trinken wollen? Das könnte ja einen Interessenkonflikt geben, ähnlich wie mit dem einsamen Sandstrand, den man gerne für sich hätte.

DG: Von diesen Diskussionen und Interessenskonflikten lebt natürlich eine Stadt. Ohne solche Konflikte wäre es ja sehr langweilig, aber das sind natürlich sehr persönliche Entscheidungen, die man fällen muss. Man hat, glaube ich, schon immer mit Menschen zusammengelebt, die diese Konflikte nicht so verbissen ausfechten, die wesentlich offener und flexibler sind. Dann muss man für sich persönlich sehen, wie sich diese Konflikte staffeln und hat natürlich im Raum immer die Möglichkeit, ausser Abgrenzung Differenzierungen vorzunehmen. Da ist man natürlich angewiesen auf die

Sensibilitaet seiner Mitmenschen. Das muss man aber nicht so romantisch sehen. Es gibt Situationen, die moechte man mit anderen Menschen teilen. Es gibt Situationen, die man nicht teilen moechte. In diesen Diskussionen oder diesem Experiment bzw. diesem Gespraech oder Selbst- Gespraech steckt natuerlich gerade das Potential, dass diese staedtischen Bereiche und diese Raeume all ihre Reglementierungen und Gesetzmaessigkeiten von sich werfen und abschuetteln und immer mehr zum Material werden - auf diese Raeume zu treffen, die so ueberdeterminiert sind, die wir so unreflektiert als unser Lebensumfeld akzeptieren, mit all ihren Beschraenkungen.

JB: Denkst Du, dass das ein neueres Phaenomen ist?

DG: Das ist ueberhaupt kein neues Phaenomen. Ich glaube, dass diese Geschichte schon total

alt ist. Deswegen finde ich auch das mit dem Begriff von der Schrumpfstadt so schwierig. ...

Die Stadt hat immer von diesen Interessenskonflikten gelebt. Das macht Stadt gerade aus. Es

gab immer schon Menschen, die versucht haben, sensibler umzugehen mit diesem

Ausdifferenzieren von Anspruechen und Beduerfnissen an das Bekannte und Unbekannte und

solche Menschen, die sich sehr auf das Bekannte berufen und sich gegen das Unbekannte

abgrenzen auf eine sehr unreflektierte oder harsche Art und Weise.

JB: Wo ist in Deiner Vorstellung von Architektur ein Ansatzpunkt, an dem das architektonische Denken und Arbeiten losgeht?

DG: Die Art und Weise, wie man seine eigenen Moeglichkeiten beurteilt, haengt sehr mit dem Umfeld ab, in dem man sich bewegt. Wenn wir uns in einem raeumlichen Umfeld befinden, das uns klar vorgibt, was wir davon zu halten haben. Dann ist es relativ schwer, daraus auszubrechen. Deswegen ist es gut, sich manchmal eigene Gesetzmaessigkeiten zu erstellen, mit denen man sich durch bekannte oder unbekannte Raeume bewegt, weil man dann Grenzen oder andere Gesetze ignorieren muss. In der architektonischen Ausformulierung von Raeumen sieht es dann so aus, dass man sehr

elementar ueber die eigenen Beduerfnisse reflektieren muss. Rein koerperliche, menschliche

Beduerfnisse, was jetzt das Waschen anbelangt, oder die Wasserstelle, den Ruheplatz.

Ruheplatz nicht nur fuer den Koerper, sondern auch um Dinge zu lagern. Vielleicht braucht man das auch nicht oder

man braucht es besonders viel, um Gedanken und Dinge zu lagern. Man kann dadurch

Raeume, die wir heutzutage in unseren Wohnungen ganz selbstverstaendlich zusammenziehen zu diesem Gebilde Wohnung, auseinander ziehen und auseinander zerren,

um sie bewusster wahrzunehmen. Dadurch kann man auch diese Konfliktoffenheit herstellen,

ohne sich selbstverliebt abgrenzen zu muessen gegen Andersartigkeiten, Konflikte oder

Stresssituationen. Das ist aber auch eine Übungssache, glaube ich.

JB: Was mich noch interessieren würde, mit diesem Blick, der sich hier offenbart, dass wir in einem Wohnviertel sind, in dem sehr gepflegte und bewohnte Häuser sind, aber durchaus auch Häuser zerfallen und man diese Post- oder Entindustrialisierung wahrnimmt: inwieweit sich Architektur zu sehr vereinnahmen lässt von den jeweiligen herrschenden Ideologien und dem entsprechenden Wunsch nach Repräsentanz?

DG: Das ist auf jeden Fall eine Geschichte, aber die taucht immer dann auf, wenn etwas brüchig ist. Also immer nur dann, wenn diese Repräsentanz ihr Selbstverständnis verliert, muss die Architektur erhalten, muss das Monument erhalten. Ich glaube nicht, dass es bezeichnend für die Architektur ist. Es wäre schade, es darauf zu reduzieren. Ich glaube, dass die Beherrschung, von der wir hier sprechen - oder von der ich glaube, dass Du sie meinst - in vielen Gewohnheiten liegt. Auch Entscheidungen zu Bequemlichkeit, was eigene Lebensstandards angeht. Wo man die Bequemlichkeit vor die Erfahrung anderer Intensitäten stellt unter dem Deckmantel der Sozialisierung. Das ist etwas, wofür sich die Architektur hergegeben hat vor 100, 120 Jahren. Eine Konsequenz zu finden, der daran lag, eine räumliche Lösung zu schaffen, die einer breiten Masse an Menschen einen bestimmten Luxus würde bieten können. Das sind auch von bestimmten Interessen gesteuerte Prozesse gewesen. Aber das interessiert vielleicht auch alles gar nicht. Hier interessiert es zumindest nicht.

JB: Nicht oder nicht mehr?

DG: Vielleicht ist das auch eine persönliche Sache, vielleicht interessiert es mich nicht oder nicht mehr. Man kann darüber auf alle Fälle schreiben, man kann darüber etwas erzählen. Im Endeffekt muss man es selbst entscheiden, mit welcher Hingabe man sich bestimmten Konflikten aussetzt. Wie dem Konflikt der Tatsache, dass man hier eben Tür an Tür wohnt mit Räumen, die einfach mal vergehen, die sich frei sterben. Wo sich die Architektur auflöst, wo nur noch architektonische Schleier zurückbleiben.

JB: Was bedeutet Heimatlosigkeit für Dich?

D G: Heimatlosigkeit, habe ich gelernt, ist ein Begriff, der sehr schwierig ist, weil der Begriff

der Heimat auch sehr schwierig ist. ... Ich würde es eher als ein Leben im Exil bezeichnen

wollen. Heimatlosigkeit finde ich dann spannend, wenn die Heimat gleichzeitig auch Exil ist.

Das ist ein sehr spannendes Moment, wenn man die Situation aufgibt, in der man meint, über

alles ganz genau Bescheid zu wissen. Wo man sich der Bindungen bewusst ist, die lose

irgendwo hängen, im Wind flatternd. Wenn man hier und da Fäden abreißt und neue

Fäden spannen kann und sich dessen bewusst ist, dass man im Prinzip wahrscheinlich immer

Heimaten hat, wenn ich den Begriff jetzt einfach mal nehme – ich finde, man muss ihn ganz

unbelastet benutzen dürfen ...

JB: Es ist ja auch spannend, wenn Du von Heimaten sprichst. Im Gegensatz zu der Ur-Heimat

...

DG: Ur-Heimat?

JB: ... oder der einzigen Wahrheit. Pardon, ich meinte Heimat. ...

DG: ... und Wahrheit. Die einzige wahre Heimat. Neulich hat jemand seine Ur-Heimat

fotografiert und fotografierte den Bauch seiner Mutter. Ur-Heimat hat bestimmt mit dem Ort

zu tun, wo man herkommt. Da wuerde ich es verwenden. Ansonsten sind Heimaten alle diese

Orte, an denen sich Vernetzungen auf tun. Das ist jedem selbst ueberlassen, auf welche Art

und Weise diese Vernetzungen funktionieren. Was mich immer interessiert, ... sind

koerperliche Grundbeduerfnisse. Darueber spannen sich Vernetzungen auf mit einem Ort, in

dem man konstruktive Konflikte mit sich selbst und anderen austragt.